



Pikante und heitere  
Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



— Wie gefallen Ihnen unsere Berlinerinnen, Vetter? Sind das Formen!  
— Die bei uns zuhause sind mir doch lieber; man weiß doch wenigstens,  
was davon echt ist.



## Der Kutscher.

—  
Erzählung  
von  
Catalle Mendès.

In ihrem Toilette-Boudoir, das mit strohgelber, rothgeblümter Seide belegt war, neben dem Bade, einem kleinen Teich mit silbernen Ufern, in welchem der Schwamm gleichsam eine kleine goldige Insel darstellte, stand Luce Lugon völlig nackt vor ihrem hohen, ein wenig vorgebeugten Spiegel und wand mit erhobenen Armen ihr Haar zu einem Knoten, dieses Haar, dem sie mittels kostbarer Färbemittel die Farbe eines köstlichen Rothblond gegeben hatte. Sie lächelte in den Spiegel, der ihr einen geschmeidigen, vollen, schneeig weißen, rosig angehauchten Körper zeigte; in der von den Lüften von zwanzig Flaschen und Bläschen geschwängerten Luft schwebte der frische Geruch eines eben gebadeten jugendlichen Leibes.

Da ward die Thür geöffnet und die Jose meldete:

— Der Kutscher von Fräulein Andrée Lérys ist da; er wünscht Madame persönlich einen Brief zu übergeben.

Luce Lugon hüllte sich in ein Beignoir von rosa Peluche und erwiderte:

— Laß ihn eintreten.

Der Kutscher ward hereingeführt, während Luce sich auf die Chaise longue hinstreckte, eingehüllt in den weichen Stoff des Schlafrockes, aus welchem nur die Zehe eines Füßchens gleich einem neugierigen Mäuschen hervorlugte.

Der Brief Andrée's lautete:

„Meine Liebste!

Ich gehe nach Egypten mit einem Prinzen, der ein Vetter des Khedive ist und schön wie ein Gekeltreiber aus der Straße von Kairo. Indem ich Paris verlasse, will ich Dir ein Geschenk machen. Das ist mein Kutscher, ein sehr kostbarer Bursche. — Tausend Küsse.“

Luce betrachtete den ihr empfohlenen Diener. Er sah recht gut aus, etwas robust und vierschrötig, aber von gutem Schnitt, mit hell dreinblickenden Augen in dem jugendlichen Antlitz; der Ernst, der dem dienenden Stande geziemt, war bei ihm durch einen Zug der Verschmüßtheit gemildert.

— Man gibt mir die besten Anskünfte über Sie und ich glaube, Sie werden mir recht sein, sprach Luce. — Wie heißen Sie?

— Alfred.

— Alfred, gilt. Sie verstehen es sicherlich gut, den Wagen zu lenken?

Der Mann lächelte geringschätzig. Er machte beiläufig das Gesicht eines berühmten Dichters, den man fragt, ob er gut zu reimen versteht. Nach einer Weile erwiderte er:

— Madame können sich wohl denken, daß ich nicht würdig gewesen wäre, im Dienste des Fräuleins Andrée Lérys zu bleiben und daß ich nicht die Ehre anzustreben wage würde, Ihr Kutscher zu werden, wenn meine Kenntnisse sich auf die alltägliche Kunst beschränken würden, um eine Straßenecke zu biegen, ohne das Trottoir anzufahren oder den ganzen Boulevard Hauffmann zurückzulegen, ohne mit den Rädern in den Schienen der Tramway stecken zu bleiben.

— Ei, ei! was verstehen Sie denn zu machen?

Er senkte bescheiden die Blicke und sprach mit einem gewissen Stolz in der Stimme:

— Madame, ich verstehe unzuwerfen.

— Was? schrie Luce Lugon.

Und der Kutscher fuhr fort, ohne die Augen zu erheben:

— Madame kennen ohne Zweifel Noëmi von Lusignan? Sie ist ein sehr schönes Mädchen, nicht dünn, wohl erzogen, eine Dame, wie sie für die vornehmen Fremden paßt. Und dennoch kam sie auf keinen grünen Zweig, sie wohnte in einem möblirten Monatzimmer und machte ihre Spazierfahrten in Mietwagen. Da erbarmte ich mich ihrer. Ich ward ihr Kutscher, als sie auf Pump eine Victoria und ein Paar Pferde kaufte, die ich anständiger Weise führen konnte. Einige Tage später war sie die Geliebte eines reichen Fabrikanten aus Holland, der ihr im Monceau-Viertel ein Palais schenkte und, da er Wittwer ist, ernstlich daran denkt, sie seinen Kindern zur Mutter zu geben.

— Ah! rief Luce Lugon erstaunt.

— Ich will nicht alle die Dienste aufzählen, die ich mit meiner Geschicklichkeit verschiedenen Damen erwiesen habe, die mir übrigens hiesfür sehr dankbar waren. Ich will nur von dem Erfolg erzählen, welchen Ihre Freundin, Fräulein Andrée, mir zu verdanken hat. Ach, sie befand sich in einer beklagenswerthen Lage. Jede Woche ward sie zwei- oder dreimal gepöndelt; ihre Mahlzeiten nahm sie in öffentlichen Speisehäusern, wo man am Zehntisch eine Marke zu lösen hat. Und

doch besitzt Andrée Lérys — wie Sie wissen — alle Vorzüge, um zu gefallen.

Mich empörte das ungerechte Schicksal, dessen Opfer sie war und ich ward ihr Kutscher. Einige Tage später war sie die Geliebte eines Fürsten und Besitzers unglaublich vieler Millionen, der ihren Nacken mit einem Halsbande von schwarzen Diamanten schmückte und sie jetzt in ein feenhaftes Land mitnimmt, wo — wie man erzählt — die Gartenwege mit Goldklümpchen beschottert sind.

— hm, hm, machte Luce verwundert; Kutscher Ihres Schlages sind nicht alle Tage zu finden.

Der Kutscher verneigte sich zum Zeichen des Dankes.

— Und durch welches Mittel, ich bitte Sie, erreichen Sie so glänzende Erfolge? fragte Luce weiter.

— Ich glaubte Dies genügend verständlich gemacht zu haben. Indes, da Madame es wünschen, werde ich mich noch deutlicher erklären. Wenn Noëmi von Lusignan, Besitzerin eines Palastes, welcher den Reiz der berühmtesten Lebendamen unserer Stadt erregt, heute auf dem Punkte steht, sich mit einem Großindustriellen von Rotterdam zu vermählen, so hat sie Dies folgender Episode zu danken. Als ich sie eines Morgens in einer einsamen Allee, unweit vom großen Wasserfall spazieren führte, sah ich den mir wohlbekannten reichen Holländer aus einem Restaurant herauskommen. Im folgenden Augenblicke blieb ich mit einem Rade meines Wagens an dem Stamme eines Akazienbaumes hängen; Noëmi glitt mit allerliebstem Schreckensgeschrei aus dem überneigenden Wagen auf die Straße, und zwar so glücklich, daß der Anblick zweier Beine, die bis über die Strumpfbänder enthüllt waren, den eben vorüberkommenden reichen Fremden blendete, wie ein greller Blitz. Diese Beine wird er jetzt heirathen.

Wenn Andrée de Lérys reich und stolz nach einem Feenlande auswandert, so dankt sie dies dem Umstande, daß auf der Rückkehr von den Rennen zu Autenil ihre Viktoria sich in dem Landauer eines ägyptischen Prinzen, Betters des Che-dive, versing und umgestürzt wurde. Als der Prinz zu der bewußtlos auf der Straße liegenden Andrée eilte, sah er zwischen den zurückgeschobenen dustigen Mouffelines und Spitzen einen Streifen rosig angehauchten Fleisches zittern. Dieser Anblick rührte den Prinzen sehr; noch an demselben Abende machte er meiner Herrin seine Aufwartung und durch reiche Geschenke erlangte er die Erlaubniß, noch mehr von dem rosig angehauchten Fleische zu sehen — ohne Mouffeline und ohne Spitzen, versteht sich.

Luce Lugon brach in ein helles Gelächter aus.

— Sie sind in der That ein kostbarer Bursche! rief sie.

— Aber läuft man da nicht Gefahr, den Hals zu brechen?

— Die Personen, die ich umwerfe, glauben auf Watte zu fallen.

— Nun wohl, abgemacht; obgleich ich in diesem Augenblicke keine Ursache habe, zu Ihrer Geschicklichkeit Zuflucht zu nehmen, können Sie in meinen Dienst eintreten.

Und sie winkte, daß er entlassen sei.

Allein, er rührte sich nicht.

— Nun, was denn noch? rief sie. — Ach ja, Ihr Lohn! . . .

— Nein, sagte der Kutscher, nicht um meinen Lohn handelt es sich. Ich vertraue Ihrer Freigebigkeit, Madame. Ich habe einen Verwandten, der Bureau-Chef in einem staatlichen Verwaltungsamte ist und sechstausend Francs an jährlichen Bezügen hat. Madame werden gewiß nicht verlangen, daß meine Dienste, die viel schwieriger und heikler sind, als die seinigen, geringer bezahlt werden.

— Alle Wetter! das ist nicht wenig . . .

— Ich habe übrigens noch ein Bedenken ernsterer Natur.

— Ein Bedenken?

— So wie Madame von mir Auskünfte über mich verlangt haben, muß ich meinerseits Auskünfte über Sie verlangen.

— Das ist nur recht und billig. Was wünschen Sie zu wissen?

Er stand einige Augenblicke verlegen da.

— Die Sache ist nicht so leicht zu sagen, murmelte er endlich. Ich weiß nicht, ob ich mich werde begreiflich machen können, ohne den Respekt zu verletzen, den ein guter Diener seiner Herrin schuldet. Die Sache ist die. Meine Spezialität ist bekannt und es ist nur natürlich, daß ich auf einen so wohlverdienten Ruf großen Werth lege. Was würde geschehen, wenn, nachdem der Wagen umgeworfen, das Resultat, das man von diesem Unfall erwarten durfte, nicht entsprechen würde? wenn, um genauer zu sprechen, die Reize, welche bei dem geschickten veranstalteten Sturze sichtbar wurden, nur einen flüchtigen Eindruck auf die Augen und das Herz Desjenigen machen würden, für den der Anblick bestimmt war? Man würde nicht ermangeln zu sagen, daß ich meine Sache schlecht gemacht hätte; daß ich es nicht verstanden hätte, dem Wagen einen solchen Neigungswinkel zu geben, um ein hinreichendes Auf-fliegen der intimen Bekleidungsstücke herbeizuführen; oder daß ich einen ungünstigen Ort, einen ungeeigneten Augenblick, einen wenig empfänglichen Zuschauer gewählt hätte, — und dann wäre ich entehrt. Und dieses Mißgeschick würde mir vielleicht unverdienterweise widerfahren; denn es könnte ja sein, daß der Mißerfolg der Unvollkommenheit der enthüllten Schätze zugeschrieben werden muß.

— Sie sind ein Unverschämter! rief Luce Lugon.

— Ach, Madame, erzürnen Sie sich nicht! Ich bin überzeugt, daß Madame der glühendsten und plötzlichsten Bewunderung würdig sind. Dies war von meiner Seite nur eine Annahme im Allgemeinen. Aber ein anderer Umstand muß er wogen werden: nicht alle Arten von Schönheiten, so köstlich sie sonst auch sein mögen, sind geeignet, allen Augen zu gefallen. Der Geschmack der Männer ist verschieden; er ändert sich je nach ihrem Alter, je nach ihrem Rang, je nach ihrer Nationalität. So habe ich beispielsweise sehr reiche Spießbürger gekannt, die kalt und gleichgiltig geblieben sind beim Anblick solcher Reize, welche Künstler und große Herren in Entzücken versetzten.

Um daher nicht sehr unangenehmen Irrthümern ausgesetzt zu sein, muß ich so genau als möglich die geheimen Vorzüge der jungen Damen kennen, die mich in ihren Dienst zu nehmen geneigt sind.

Luce Lugon lachte, daß sie sich die Seiten halten mußte.

— Gut, gut, ich verstehe Sie, sprach sie. — Ehe Sie sehen lassen, wollen Sie selbst sehen.

— Ja, erwiderte der gute Kutscher respektvoll, aber entschieden.

— Nun, daran soll's nicht fehlen. Glaubst Du etwa gar, daß ich mich vor Dir mehr genire, als vor Anderen?

Mit zwei Griffen streifte sie, immerfort lachend, den Peignoir ab und indem sie sich von der Chaise longue auf den Teppich wälzte, lag sie jetzt in einer Pose da, als wäre sie aus einem Wagen auf den Sand einer Allee gestürzt.

— Ach! rief der Kutscher, in höchster Bewunderung die Arme erhebend.

— Nun?

— Ohne Bezahlung will ich Ihnen dienen, Madame! Nur um der Ehre willen, Sie dem glänzendsten Geschick entgegenzuführen! Und ich bedaure nur, daß die jüngsten Wahlen uns nicht eine monarchisch gesinnte Kammer-Majorität gegeben haben, welche die gegenwärtige Regierung gestürzt haben würde.

— Ah! warum denn?

— Weil ich Sie dann, Madame, vor dem König von Frankreich umgestürzt haben würde.

### Allerlei Bosheiten.

Von Alex. Teuffler.

Das müßte eine sehr ungeschickte Frau sein, die mit ihrer Tugend auch ihren guten Ruf verliert.

\*

Ihre wahre Liebe geben die Frauen umsonst und nur ihre Untreue lassen sie sich bezahlen.

\*

Das beste Löschpapier für Frauenthränen sind — Banknoten.

\*

Durch Widerspruch wollen sich die Frauen einen Schein von Geist verschaffen.

\*

Manche Frau glänzt nur durch die Vorzüge ihres Gatten.

\*

Wer in der Liebe mit Vernunft zu handeln sich bestrebt, der ist der größte — Esel.

\*

Mit so mancher Frau kann man sich stundenlang unterhalten, ohne einen einzigen Gedanken aufwenden zu müssen.

\*

Manche Damen hüllen sich in Unschuld, andere wieder wählen eine — praktischere Toilette.

\*

Ein sehr heilsames Gift ist die — Mitgift.

\*

Die Frauen frent ein Lob nur dann, wenn eine Rivalin zugegen ist.

\*

Amor ist blind, doch Hymen, der Gott der Mitgift, hat scharfe Augen.



### Englisch.

Erzählung von M. Kolloden.

I.

Clélia, die schöne, gefeierte, berühmte prima Ballerina der Hofoper war eben aufgestanden und mit Hilfe ihrer einzigen Dienerin, welche die vielfachen Funktionen der Kammerfrau, einer Köchin und einer Promeneuse in sich vereinigte, damit beschäftigt, intime Toilette zu machen. Es ging dabei ganz nüchtern und prosaisch zu; da war nichts von einem warmen, parfümirten Bade in einer Krystallwanne zu sehen, nichts von kunstvollen, silbergetriebenen Gefäßen mit Schönheitswässern und Salben; auch das große, lustige Schlafzimmer bot nichts Außerordentliches, obwohl es nicht eines eleganten und reichen Comforts entbehrte. Auch die Stunde, zu welcher Clélia, die berühmte Clélia, gewöhnlich aufzustehen liebte, war die in gut bürgerlichen Kreisen übliche. Punkt acht Uhr saß sie auf dem Bettrande mit ausgestreckten Füßen, an welchen ihre vielgetreue Hanna die täglich sich wiederholende Hauptprozedur der Toilette vorzunehmen hatte, welche darin gipfelte, mit einem kleinen Messerchen die hornartig dicken Nägel an den großen, stark entwickelten Zehen so abzuschaben, daß sie sich ganz der Form der letzteren anpaßten. Sie durften auch nicht um eines Haares Breite über diese Hauptträger der ganzen, sonst ungemein fein und zierlich gebauten Person hinwegstehen, denn, wie bei anderen Sterblichen der Schwerpunkt des Körpers in der Sohle liegt, so bei der Tänzerin in Ausübung ihres beweglichen Berufes in den Zehen, worunter wieder die große die allerwichtigste Rolle spielt. Wer dieses Prachtexemplar an Clélias Füßen bewundern durfte, der begriff vollkommen ihre unglaubliche Fertigkeit, eine geraume Zeit unbeweglich wie eine Marmorstatue auf der äußersten Spitze derselben zu stehen, oder darauf zu pirouettiren, als ob sie die breiteste und bequemste Basis für dergleichen Künste böte. Wenige bevorzugte Sterbliche jedoch

KLÖSZ

Tablar 1888



KLÖSZ GY.

— Komme ich hier recht zu Fräulein Ludmilla?  
— O bitte . . . manchmal heiße ich auch Ludmilla.

durften sich der Gunst rühmen, Clelia Füße anders als bekleidet gesehen zu haben, ebensowenig wie ihre marmorharten, festen, mit einem leichten Flaum bedeckten Schenkel und die eisernen Waden, welche zusammen ein Bein schufen, das in der ganzen Struktur etwas Männliches an sich hatte, und das außer den Uebungen des Tanzes noch durch tägliche Abreibungen gestählt wurde. Die gefeierte Tänzerin war nämlich, ohne eine Kandidatin für den Jugendpreis zu sein, doch sehr schwer zugänglich, und nur aufrichtige Neigung, nie aber persönliche Vortheile ebnete den Weg zu ihrer Gunst. Seitdem die von ihr mit Meisterei ausgeübte Kunst ihr reichen Gewinn brachte, war sie fast bis zum Geize sparsam geworden und legte vernünftiger Weise ansehnliche Summen für die Hilflosigkeit des Alters zurück. Trotz dieser Freude am Erwerb aber strebte sie nie danach, ihre Einkünfte durch Heilbietung ihrer Gunst zu vermehren, obgleich ihr die Liebe Tausende eingetragen hätte. Derzeit war ihr Herz ganz und gar frei, und sie lebte mit ihrer alten Hanna, da auch ihr Beruf am Beginn der Saison noch immer wenig Beschäftigung bot, ein wahrhaft idyllisch ruhiges, durch nichts gestörtes Leben.

## II.

Nachdem Clelia die Toilette ihrer Füße ohne Zwischenfall beendet und ihre zierlichen, elastischen Körperformen in einen weichen, eleganten Flanellmorgenrock gekleidet hatte, trat sie in ihren hübschen, geräumigen Salon, in welchem neben grünen, silbernen und vergoldeten Vorbeerkränzen eine Menge sehr kostbare Gegenstände, als Vasen, Nippes, Schalen im geschmackvollen Arrangement prangten. Mit dem nüchternen Blicke der Gewohnheit diese Gegenstände streifend, setzte sie sich sofort an ihren Schreibtisch, eifrig beschäftigt in ein großes Buch ihre Einnahmen und Ausgaben einzutragen, und so, in der vollständigen Ruhe, versunken in diese hausmütterliche Arbeit, giebt sie, besser als auf der Bühne im falschen Schein des Lichtes, so recht Gelegenheit zur Bewunderung ihres wunderlieblichen Gesichtchens mit der ein wenig großen, aber feingeschnittenen Nase und einem Teint, dem die Schminke bis jetzt nicht die natürliche Frische ihrer fünfundzwanzig Jahre hatte nehmen können. Das zarte Köpfchen, an welchem ein Paar Ohren anliegen, die aus rosenrothen Korallen gebildet zu sein scheinen, ist von reichem, wellenartigen, mußbraunem Haar eingefast, das die glatte, nicht hohe Stirn der Mode entgegen frei läßt, was dem ganzen Wesen etwas Gesegtes giebt, das aber von dem schelmischen Blick des zugleich fröhlichen und feurigen schwarzen Auges Lügen gestraft wird.

Ungefähr eine Stunde währte die Arbeit am Schreibtische, dann ließ sich die schöne Tänzerin befriedigt in einen tiefen Hauteril sinken, krenzte ihre, in den Hausschuhen ansehnlich breiten Füße und begann die eben angekommenen Zeitungen zu lesen. Sie vertiefte sich in einen Leitartikel, studierte dann die Modezeitung, knusperte dazwischen an einem Cafe, den sie in ein Glas Madeira tunkte und verbrachte so recht angenehm einige Stunden, bis sie plötzlich aus diesem so sehr gemüthlichen, häuslichen Sichgehenlassen durch die eiligst hereintretende Hanna aufgestört wurde, welche ihr den Besuch des Lords Waterdoodle und seiner beiden Töchter anmeldete.

## III.

Die schöne, über ihr Vaterland hinaus berühmte Clelia war an jede Art Besuch gewöhnt. Interviewer, Reporter, Kritiker, Journalisten, Kunstmännchen, hohe und höchste Herrschaften reichten sich an ihrer Schwelle die Hände, und sie hatte schon lange verlernt, vor irgend einem großen Namen in Verlegenheit oder gar in Entzücken zu gerathen. Sie bedeutete Hanna, die Herrschaften einzuführen, sie würde sich sehr freuen. Allerdings geschah es dabei vielleicht zum ersten Mal, daß sie sich ein wenig über die ihr zuge dachte Ehre verwunderte. Daß ein Lord zu ihr kam, daran war zwar nichts Erstaunliches, aber daß dieser Lord ihr, der Ballettänzerin, seine Töchter vorstellen wollte, das war seltsam genug.

Und herein traten sie, zuerst Mylord, hinterher die hochgeborenen Fräulein, und stellten sich, der Papa in der Mitte, die Töchter rechts und links von ihm gleich Pagoden vor Clelia auf, die sich höflich erhoben hatte, um ihrem Besuch einen Schritt entgegenzugehen. Der Lord war, wenn sein, bis auf einen blonden, kurzen Backenbart glattrasirtes Gesicht nicht gar so gelangweilt ausgesehen hätte und durch ein übergroßes Monocle verunstaltet gewesen wäre, für einen älteren Herrn noch passabel, aber seine Töchter!! Mit grauen Gesichtern und grauen Kleidern, grau in Grau, fasten sie ihren Erzeuger ein, wie zwei Egel ein langgestrecktes Heubündel. Zeichnete sich die Eine durch den Mangel jeglichen Busens aus, so konnte sie sich dafür riesiger Vorderzähne rühmen, die freundlich unter der viel zu kurzen Oberlippe hervorgrinsten. Die andere Miß dagegen erfreute sich eines Paares geradezu kugelartig hervortretender Augen von solch einem eigenthümlichen Blau, daß man zu glauben gewillt war, der liebe Gott hätte bei deren Bildung extra ein Fuder Bergzähne in Milch abgekocht, nur um diese seltene Farbennüance herauszubekommen. Diesen hervorragenden Sehwerkzeugen schloß sich ungemein passend und stimmungsvoll das fahle Semmelblond der, unter einer grauen Sammttoque verborgenen Haare an.

Lang und mager, steif, als wenn sie den Taktstock eines preussischen Tambourmajors zum Gabelstreichstück verschlungen hätten, erwiderten die Insulaner stumm den lebenswürdigen Gruß, den ihnen die Tänzerin in ihrem eigenen Heim bot, durch ein Kopfnicken, welches Clelia mehr ahnte, als mit ihren weiblichen Augen bemerkte, worauf Mylord, der nicht einmal seinen nach rückwärts gesetzten, grünlich-grauen Filzhut abgenommen hatte, ein Reisehandbuch hervorzog, in welches nun alle Drei die Köpfe zusammensteckend, einen Moment hineinblickten, um dann wieder Clelia vergleichend zu betrachten, wie man etwa eine wunderbare Spezialität anschaut, die in einer Bude im Wurstelprater für zehn Kreuzer gezeigt wird. Dazwischen murmelte Mylord, immer wieder in das Blatt schauend, im lauten aber sehr vernehmlichen Tone abgebrochene Worte, wie: Clelia, Tänzerin ersten Ranges, 25 Jahre alt, Tochter eines Handschuhmachers, welche erklärenden Bemerkungen von rechts und links mit Apostrophirungen, als: „sehr nett, wirklich, erstaunlich, ach in der That,“ begleitet wurden.

„Nun das ist mir doch zu arg!“ rief Clelia, endlich die Sprache wieder gewinnend, die ihr während dieser ganzen

Scene vor starrem Erstaunen in der Kehle stecken geblieben war, „ich . . .“ Sie konnte den begonnenen Satz, der ihrer Entrüstung weiteren Ausdruck geben sollte, nicht vollenden, denn Mylord, welcher schon wieder das Buch eingesteckt hatte, machte nun, ohne noch irgend welche Notiz von der Tänzerin zu nehmen, kurz Kehrt, um gefolgt von seinen Töchtern im Hinausgehen die erhebende Mittheilung vernehmen zu lassen: „So, nun kommt der Gorilla im Vivarium an die Reihe!“

Celia sank empört in den Lehnstuhl zurück. Ihr Busen wogte heftig, sie fand kaum Worte, um der herbeigeeilten Hanna den Vorgang zu schildern.

„Diese Frechheit! diese unerhörte Frechheit!“ stammelte sie endlich; „mich als Spezialität, als sehenswerthes Objekt zu betrachten, mich mit dem Gorilla in einer Reihe zu nennen, unerhört!“

Es dauerte geraume Zeit, bis sie und ihre noch viel mehr empörtere Dienerin sich beruhigten.

„Warte nur, Lord Waterdoodle!“ murmelte sie; „Celia läßt sich nicht ungestraft beleidigen, Wurst wider Wurst!“

#### IV.

In dem eleganten Salon ihrer Hôtelwohnung hielten Lord Waterdoodle und die jungen Ladies am folgenden Tage nach beendigtem Diner Siesta. Mylord lag in einem Fauteuil, hatte die mit Samaschen bekleideten großen Füße auf den Tisch gelegt und studierte in einem Bädeler die weiteren, noch unbesichtigten Sehenswürdigkeiten der Residenz. Auch die Langgezähnte hatte sich auf einer Chaise longue ausgestreckt, um gleichfalls aus einem rothgebundenen Bädeler Reisekenntnisse zu schöpfen, und Tusch, die Kugelängige, wippte in einem Schaukelstuhl hin und her und formte sich vermittelst Knoten und Zipfel aus ihrem Taschentuch eine Puppe, ein Kind, welchem sie in ihrer gedankenreichen Phantasie das Entsprössen aus ihrem eigenen jungfräulichen Schooße andichtete.

Aus dieser göttlichen Ruhe wurde das Kleeblatt plötzlich durch das geräuschvolle Öffnen der Thüre aufgeschreckt, und ohne vorherige Anmeldung, ohne Gruß, trat Celia in sehr eleganter Straßentoilette, gefolgt von der alten Hanna ein, und pflanzte sich mit ihrer Begleiterin mitten im Salon unter dem Gaslüstre auf. Wie auf Kommando hatten Mylord und seine Töchter bei dieser brüskten Invasion ihre geistaborbirende Beschäftigung eingestellt. Die Bädeler sanken herab, die Puppe fiel zur Erde, doch behielten alle Drei, ohne sich zu rühren, die innegehabte Stellung bei, nur vermochte alles Phlegma nicht, ein in ihren Gesichtern deutlich erkennbares Erstaunen zu unterdrücken.

„Kommen Sie nur herein in die Menagerie,“ begann Celia, sich an Hanna wendend, mit übertriebenem Pathos, als ob sie nach Art der Budenbesitzer einen eingeleiteten Vortrag abzuleiern hätte. „Hier, meine Herrschaften“ — sie deutete mit dem Zeigefinger auf Mylord — „sehen Sie den berühmten Lord Watercloset, der zwar schon ganz ausgewachsen ist, aber doch noch täglich an Größenwahn und Dummheit zunimmt. Obgleich ein Zufulaner, ist er doch sonst ganz zahm und heißt nur, wenn er gereizt wird. Diese beiden grauen, lebendigen Hopfenstangen, die Sie gerade mit Wiederkänen beschäftigt sehen, nennen dieses Watercloset ihren Erzeuger

und haben in Folge dessen auch den seelischen Parfüm angenommen, der von demselben ausgeht. Es ist für diese gesammte Species günstig, daß, wie es den Anschein hat, eine weitere Fortpflanzung in der natürlichen Ordnung der Stufenleiter nicht stattfinden dürfte, denn Niemand wird wohl so albern sein, diesen beiden Vogelschenken ins Garn zu laufen, selbst wenn dasselbe aus gediegenem Golde bestehen sollte.“

Die Tänzerin, welche in heiterer Weise begonnen hatte, war zuletzt in heftigen Zorn gerathen, der durch die diversen eingestreuten „shokings“ der Ladies, die endlich aus ihrem Phlegma gekommen und aufgestanden waren, nur noch erhöht wurde. Nur Lord Waterdoodle war ruhig in seiner alten Stellung verblieben, doch hatten seine Züge während Celias Vortrag einen von Wort zu Wort sich steigenden freundlichen Ausdruck angenommen, der jetzt, nachdem sie geendigt hatte und Miene machte, sich nach des Lords gestrigem Beispiel ohne Gruß mit ihrer Begleiterin zu entfernen, in der schwerwiegenden, bedeutungsvollen Frage seine Erklärung fand:

„Very well, wollen Sie mich heirathen, wollen Sie werden Lady Waterdoodle?“

„Shoking papa! shoking! Das erlauben wir nicht, das ist nicht gentlemanlike!“ schrien die beiden Jungfrauen wie aus einem Munde und machten Miene, sich in drohender Haltung Celia zu nähern, welche ganz starr vor Erstaunen ihre dunklen Augen auf Mylords förmlich verklärtes Antlitz gerichtet hatte, der sogar als Zeichen größter Erregung die Beine vom Tisch nahm.

„Out with you, raus mit Euch!“ herrschte er seine beiden Sprößlinge, die Zähne fletschend, an. „Ich bin Lord Waterdoodle, ich kann machen, was ich will, und wenn ich diese achtbare Lady, die mir heute ein großes Vergnügen bereitet hat, zur Lady Waterdoodle machen will, so müssen meine Töchter meinen Willen achten und haben Mylady ihren Respekt zu beweisen, und jetzt go out, ich habe mit Mylady zu reden.“

Der Lord trat jetzt zu Celia und ergriff ihre Hand.

„Ja,“ wiederholte er in seinem gewöhnlichen, etwas gebrochenen Deutsch, „werden Sie Lady Waterdoodle, ich bin sehr, sehr reich, und Sie sollen sein zufrieden mit mir. Sie haben Geist, Wis, Verstand, und ich liebe Sie.“

Celia schlug das Herz zum Zerspringen. Er meinte es wirklich ernst. Ehre, Rang, Reichthum, eine glänzende Stellung boten sich ihr, der Ballettuse, dar. Sie überlegte. Der Lord sah jetzt, wo der Hauch eines warmen Gefühles sein Antlitz verschönte, gar nicht so übel aus, auch gar so alt schien er noch nicht zu sein. Sein Bett theilen zu müssen, das dünkte ihr kein zu hoher Preis für Das, was er ihr bot, aber die beiden Ladies als Stieftöchter um sich zu haben, womöglich das ganze Leben! Nein, tausendmal nein! Lieber tanzen bis in das höchste Alter!

„Ihr Antrag, Mylord, ist eine hohe Ehre für mich,“ erwiderte sie nun, „aber ich schlage ihn aus. Ich bleibe lieber Tänzerin.“

„Was? Sie wollen nicht werden Lady Waterdoodle?“ Mylord war ganz perplex. Er hatte eine Abweisung für unmöglich gehalten.

„Nein!“

„Well, how you like, wie Sie wollen,“ meinte My-

lord philosophisch, in sein altes Phlegma versinkend, und nahm aus der Tasche sein Checkbuch, um ein Blatt aus demselben herauszureißen und stehend einige Zeilen darauf zu kritzeln. „Well, aber Sie haben mir gemacht heute ein großes Vergnügen, und gebe ich Ihnen hier eine Anweisung auf fünftausend Pfund an die Bank von England, wenn Sie wollen sein mein Geliebte bloß eine einzige Nacht.“

Clelia wurde über und über roth. Das war allerdings eine seltene Verlockung Fünftausend Pfund! Und Mylord war ja doch nicht der Erste . . .

Sie hielt den Check nachdenklich in ihrer zitternden Hand. Der Lord ging im Zimmer auf und ab, als ob ihn die ganze Geschichte nichts anginge, geduldig der Antwort harrend.

Die wurde auch nach wenigen Momenten gegeben und bestand darin, daß Clelia den Check zerriß. „Nein, Mylord, ich danke auch dafür,“ sagte sie sehr freundlich. „Der letzte Antrag ist zwar nicht so ehrenvoll, als der erste, doch ich gestehe Ihnen für mich viel verführerische, aber ich habe mich nie verkauft.“

„Well, well, how you like,“ ertönte des Lords stereotypen Antwort. „Sie sind frei zu machen, was Sie wollen und eine sehr achtbare Lady, aber Sie haben mir heute gemacht ein großes Vergnügen und da muß Ihnen Lord Waterdoodle auch machen ein Vergnügen.“ Nochmals riß er ein Blatt aus dem Checkbuch und reichte es ausgefüllt Clelia, indem er ihr — unerhört für einen Engländer — die Hand küßte.

„Hier,“ sagte er würdevoll, „nehmen Sie es bedingungslos, damit Sie immer, immer denken ein bißchen an Lord Waterdoodle.“

Clelia war, nachdem sie auf die Anweisung einen Blick geworfen hatte, einer Ohnmacht nahe. Sie hielt fünftausend Pfund in ihren Händen, ein Vermögen fiel ihr in den Schooß. Fast stand ihr das Herz still.

„Nehmen Sie, nehmen Sie,“ flüsterte ihr Hanna zu.

„Nein, tausendmal nein!“ rief sie, den Check zurückgebend. „Ich danke, Mylord, aber ich will kein Geld von Ihnen annehmen, ich mag nicht, ich will nicht!“

Clelia hatte die letzten Worte beinahe geschrien, sie mußte sich Luft machen, und Hanna bei der Hand ergreifend, stürzte sie zur Thür hinaus.

„Well, well, how you like,“ brummte Lord Waterdoodle, „dumme Frauenzimmer diese Deutschen, aber very respectable, achtbar, sehr achtbar.“

Sprachs und nahm wieder seine ursprüngliche Stellung im Lehnstuhl ein, mit den Füßen auf dem Tisch und der Nase im Bädeler.

### Schöne Literatur.

Geh' ich lustig auf die Reise,  
Nehm' ich keine Bücher mit;  
Hab' da meine eig'ne Weise,  
Molestir' mich nicht damit.

Denn die schönste der Lectüren  
Sind mir Mädchenaugen nur:  
Könnte ewig d'rin studieren  
Die Gedanken der Natur . . .

Alex. Teuffler.



Huldvoll.

Kammerzofe: „Nein, gnädige Frau Gräfin, ist Ihre neue Robe schön — die würde mir gefallen!“

Gräfin: „Ich erlaube es Ihnen, mein Kind.“

\*

Kindermund.

„Ist Dein Papa nicht zu Hause, Kleiner?“

„Nein. Und das ist auch Ihr Glück, denn er sagte, ehe er fortging: Schade, daß ich heute auf den Meyer nicht warten kann, ich hätte den Hallunken gern wieder einmal hinausgeworfen.“

\*

Angenehmer Dienst.

„Nun, wie gefällt Dir Deine neue Stellung bei dem Baron von F.?“

„Sehr angenehmer Dienst; habe weiter nichts zu thun, als täglich ein Duzend Gläubiger hinauszurufen.“

\*

Zimmerklassisch.

Gläubiger: „Werden Sie mich bezahlen, oder nicht?“

Schauspieler: „O wer weiß, was noch in der Zeiten Hintergrunde schlummert.“

GW—r.

\*

Begreiflich.

Eine Priesterin der Venus vulgivaga, die durch ihre galante Praxis im Laufe der Jahre einiges Vermögen erworben hatte, kaufte sich einen Gatten.

Als dieser am Hochzeitsabend das Brautgemach betrat, fand er die junge Frau in großer Aufregung. Als er hierüber erstaunt sie um den Grund ihres erregten Zustandes befragte, lispelte sie verschämt:

— Mein Gott, ist das zu verwundern, wenn man endlich zu einer ehrlichen Arbeit kommt . . .

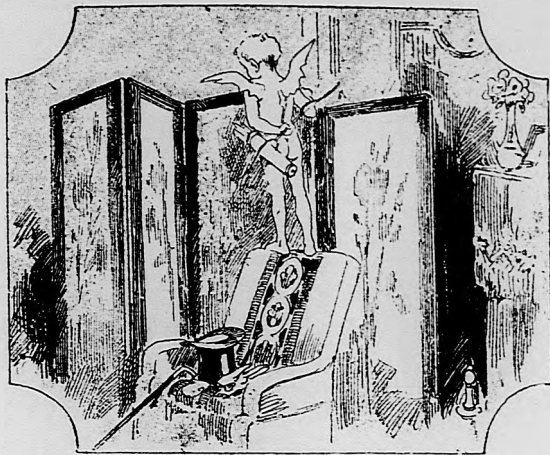
\*

Dienstbotenwelt.

Die Hausfrau zur Köchin:

— Aber Marie, wo bleiben denn mir immer die Bratenreste?

— Ach, Madame haben nie geliebt!



## Der Chezwit.

Von Armand Silvestre.

### I.

In dem behaglich warmen Gemach, neben dem Tische, auf welchem ein Strauß herbstlicher Rosen welkt, vor dem trüb-  
selig verglimmenden Kaminfeuer, im bleichen Lichte des er-  
sterbenden Tages, auf der langen, von ihrem Frauendufte  
durchtränkten Causeuse, ohne auf das Geräusch der Straße zu  
achten, das sich in dem kothigen Straßenpflaster dämpft, ohne  
einen Blick in das große Buch zu werfen, das geöffnet auf  
ihren Knien liegt, ist Frau von Néré für sich allein tran-  
riger als das erlöschende Feuer, als die welkenden Blumen,  
als der herniedersteigende Abend.

Da wir in unseren Erzählungen dieser reizenden Person  
vielleicht noch öfter begegnen werden, will ich ein für allemal  
ihr Portrait entwerfen. Es ist eine diskrete, ein wenig sinn-  
liche, überzeugende Schönheit. Von einer reichen Fülle schwar-  
zen Haares hebt sich ein entzückendes Oval von der Farbe der  
Lilie ab. Die scheinbare Blässe wird belebt durch den Glanz  
der Augen. Die dünne Nase ist von aristokratischer Zeichnung  
und die kleinen Nasenflügel mit den rothigen Rändern zittern,  
wie die Flügel eines Falters, über den etwas dünnen Lippen  
von der Farbe der ersten Kirschen. Ein Grübchen durchschnei-  
det das Kinn, das sich nach dem Nacken zu verstärkt und so  
diesem zarten Ensemble einen gewissen Zug leidenschaftlicher  
Kraft verleiht.

Ich habe Frau von Néré wiederholt auf dem Ball ge-  
sehen und kann hinzufügen, daß ihre, von kaum wahrnehmbaren  
blauen Aederchen durchzogenen Schultern die Weiße des  
Schnees haben und daß an den Hügelu des Busens das ganze  
Jahr hindurch die herrlichsten Erdbeeren prangen.

### II.

Wie kam es, daß eine so schöne Frau die Verlassene  
spielte, fern von allen Huldigungen, die ihr mehr als jeder  
Andern zu gebühren schienen? Frau von Néré hatte seit lan-  
ger Zeit dem galanten Treiben den Rücken gekehrt. Seit zehn  
Monaten an einen Mann vermählt, den sie liebte, befand sie  
sich jetzt vielleicht zum ersten Male allein; aber sie litt in

dieser Einsamkeit vielleicht nur deshalb, weil er abwesend war.  
Zum ersten Male sicherlich war eine Wolke über den klaren  
Himmel gezogen, an welchem sie Beide den nämlichen Stern  
betrachteten, weil in demselben ihre Seelen sich vereinigten.  
Wer hatte Unrecht? Oh, die Schuld war auf beiden Seiten  
sehr gering.

Herr von Néré war verspätet zum Frühstück gekommen.  
Dies genügte Madame, um ihm vorzuwerfen, daß er sie  
nicht mehr liebe. Die Frauen haben manchmal eine so sonder-  
bare Logik. Der Gatte verwahrte sich gegen eine solche Aus-  
legung eines unbeabsichtigten Verstößes gegen die gute Sitte.  
Und dann redeten sie nichts mehr; aber sie aßen auch nichts;  
die Schüsseln wurden zum Entzücken der Dienerschaft wieder  
voll hinausgetragen. Als der Kaffee gebracht wurde, versenkten  
sich Mann und Frau in ihre Zeitungen, um ihren Unmuth  
zu verbergen; der Mann that, als läse er sehr aufmerksam  
einen Leitartikel, in welchem er aber in Wirklichkeit nicht über  
die dritte Zeile hinauskam; die Frau betrachtete in ihrem  
Modeblatt das neueste Portrait des süßen Tenoristen Smochini.

Und endlich verließ der Mann das Zimmer, ohne ein  
Wort an seine Frau zu richten, ohne zurückzublicken, die zum  
Anbrennen bereite Zigarre in der Hand, mit der Miene eines  
Herrn, der entschlossen ist, sein Vergnügen anderwärts zu suchen.

Und so war es gekommen, daß Helene auf ihrer Causeuse  
allein geblieben war. So war es denn aus mit ihrem ruhigeren,  
heiteren Glück, mit jenen köstlichen Stunden, die man in einer  
endlosen Umarmung zusammen verbringt? Alldies war in dem  
dummen Streit verslogen!

Sie hatte denn wohl Ursache traurig zu sein, die arme  
Frau von Néré.

### III.

— Aber jetzt hoffe ich doch pünktlich zu sein, Madame!

Mit diesen Worten brach Herr von Néré das Still-  
schweigen, in ironisch-respektvoller Haltung hinter seinem Sessel  
stehend und abwartend, bis seine Frau, der man angekündigt,  
daß die Suppe aufgetragen sei, ihren Platz einnimmt. Helene  
antwortete nicht. Mit einer wahren Eier und ohne aufzu-  
blicken, machte sie sich über ihre Suppe. Das Weib ist nicht  
vollkommen, selbst in der Verstellung nicht. Helene hatte nur  
schwach gefrühstückt und ihr Magen erinnerte sich dessen. Die-  
selbe Erinnerung kam auch dem Magen des Herrn von Néré,  
der ebenfalls mit großer Beschleunigung den Inhalt seines  
Tellers verschwinden ließ. Und dieser erfreuliche Zustand dau-  
erte fort für alle folgenden Gerichte, die fleißig mit vorzüg-  
lichen Weinen begossen wurden, welche der Gatte der Gattin  
mit einer übertriebenen Höflichkeit einschänkte, aber ohne sich  
deshalb zu vergessen. Einmal streifte die Hand, welche die  
Flasche hielt, die Hand, die das Glas hielt.

— Pardon! sagte Herr von Néré.

— Sie haben mir nicht weh gethan, erwiderte Helene saust.

Doch die flüchtige Berührung hatte wie ein elektrischer  
Funke gewirkt. Eine Flamme loderte in den Augen des Gatten  
auf, der seine Gattin zu betrachten begann, zuerst nur von  
der Seite, bald aber geradeaus ins Gesicht. Die Gattin fühlte  
ohne Zweifel die Gluth dieser Blicke; denn sie richtete sich  
auf, als ob eine milde Wärme ihre Glieder durchströmt hätte

und wandte ihm mit der ruhigen Hoheit eines halb lächelnden Medaillonbildes das Profil zu.

Auch ihm war der Tag traurig verlossen in dieser bereits winterlichen Niesenstadt. Auch er glaubte sein verlorenes Glück beklagen zu sollen. Aber ist's denn wirklich nur ein leerer Wahn, dieses reizende Gesicht, dessen Betrachtung Dich zum Theilhaber des Paradieses macht? Dieser herrlich-schöne Körper, den er nur zu berühren braucht, um von unsäglichem Glücke erfüllt zu werden? Und hatte er nicht Alldas da vor sich? Und gehörte Alldies nicht ihm, heute gerade so wie alle anderen Tage?

Plötzlich erhob sich Helene und im nächsten Augenblicke fühlte sie sich von zwei starken Armen umschlungen, die sie vorwärts drängten.

IV.

Wieder ist's die lange Causense und wieder sind es die welkenden Blumen, die ihre Blätter auf den Marmorfims des Kamins fallen lassen. Das Feuer jedoch ist jetzt angefaßt und erfüllt mit seinen lustig prasselnden Flammen den Kamin. Die Kerzen sind tief herabgebrannt. Gewisse Freuden, wenn gleich sie in der Ehe gestattet sind, lassen sich nicht so züchtig schildern, wie meine angeborne Schamhaftigkeit es möchte. Helene ist nicht mehr allein auf ihrer Causense, oder sie war doch wenigstens vor einigen Minuten nicht allein. Gleich einem Thiere, das der Jäger ermüdet hat, ist ihr Gatte auf den Teppich hinabgeglitten; nur mit den Händen klammert er sich noch an sie, als fürchtete er, sein Glück könnte ihm entfliehen. Sein ganzes Wesen ist in einer unaussprechlichen Schwäche aufgelöst. Er weiß nichts mehr von der Welt . . .

Doch im Nu kam er wieder zu voller Besinnung, als Helene im einfachsten und unschuldigsten Tone der Welt sagte:

— Merk' Dir's, Bösewicht! ich that es nur, weil Du es bist . . .

Quitt.

Es war einmal ein Musikus,  
Der geigte frisch und munter  
Sich selbst zum fröhlichen Geuß  
Ein lustig Lied herunter.  
Das hörte auch ein Edelmann,  
Der Edelmann,  
Der trat heran,  
Da that auf einmal schweigen  
Die fangesfrohe Geigen.

„Nur weiter,“ streng der Herr befiehlt,  
„Dein Spiel schafft mir Ergötzen.“  
Der Geiger nach dem Ritter schießt,  
Der Ton that ihn verlegen.  
Die Barschheit kam ihm überquer.  
„Mein edler Herr,  
Ich mag nicht mehr,  
Nie folg' ich dem Befehle,  
Ich schwör's bei meiner Seele!“

Da zieht der Herr den Degen 'raus.  
„Spiel, sonst stech ich Dich nieder.“  
Der Geiger zog die Stirne kraus  
Und spielt' die schönsten Lieder.  
„Gewalt geht immer ja vor Recht,  
Jetzt habt Ihr recht,  
Ich bin der Knecht.  
Jetzt spiel' ich Euch geduldig,  
Doch bleibt Ihr 's Spiel mir schuldig.

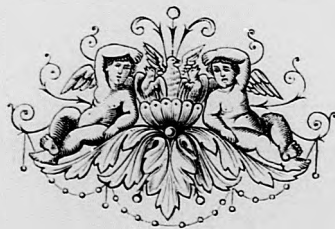
Des andern Tag's beim Frührottschein,  
Noch schlief der edle Ritter,  
Da trat der Geiger zu ihm ein,  
Wie Sturm im Ungewitter.  
„Herr Ritter auf, auf aus dem Bett,  
Auf aus dem Bett  
Zum Menuett!  
Zu meinem gestr'gen Spiele  
Mir 's Tanzen heut' gefiele.“

„Bist Du verrückt?“ der Ritter ruft,  
„Wie wagst Du frech zu sprechen,  
Glender Musikantenschuft!  
Den Frevel will ich rächen.“  
Der Musikus, der lächelt d'rauf,  
Pistolenknauß  
Mit blankem Lauf  
Hält er ihm vor die Stirne,  
„Tanzt, weh' sonst Eurem Hirne!“

Der Edelmann mit bloßem Fuß,  
Nur mit dem Hemd bekleidet,  
Ein Menuett nun tanzen muß,  
Wiewohl sein Stolz d'rob leidet  
„Hop, hop, das Bein zu ziel'chem Schritt,  
Der letzte Tritt  
Erst macht Euch quitt.  
Da zahltet Ihr zurücke  
Die Schuld zu Eurem Glücke.“

Der Ritter und der Musikant,  
Die wurden gute Brüder.  
Man oft gemeinsam Beide fand  
Beim Spiel und Tanze wieder.  
D'rinn höre: „Nie gefallen laß  
Dir irgend was,  
Wär's selbst zum Spaß,  
Und laß Dir hübsch quittiren,  
Willst Du nicht stets verlieren.

M. Kolloden.



## Die schöne Luciole. (12)

Roman von Charles Aubert.

### IV.

#### Der alte Goldsucher.

Wir wollen erzählen, was geschehen war.

Nachdem Justin und Georges von Firminy das Café verlassen, wo sie die von uns geschilderte Unterredung gehabt, gingen sie die Boulevards hinauf.

Es war Ende Jänner; in den Straßen herrschte eine prickelnde Kälte, ein dicker Schneeteppich lag auf den Trottoirs.

Die beiden Brüder stülpten den Rockkragen auf und lenkten ihre Schritte nach dem Opernplatz.

Kaum daselbst angekommen stieß Justin einen Ausruf der Ueberraschung aus: — er stand abermals dem hochgewachsenen Greise gegenüber, den er schon einmal getroffen hatte und in dem er — wie wir wissen — seinen Vetter erkannt zu haben glaubte.

— Schau, da ist er! sagte er, seinen Bruder mit dem Ellbogen anstoßend.

— Wer denn?

— Derjenige, den ich für den Grafen Puymeras gehalten habe . . . Schau nur, wie er ihm ähnlich sieht.

— In der That . . . doch halt! er ist es ja in Wirklichkeit . . .

In diesem Augenblicke kam die seltsame Persönlichkeit vor einem glänzend beleuchteten Laden vorüber und stand jetzt im vollen Lichte.

Ohne länger zu zögern, küßten die beiden Brüder den Hut und näherten sich dem Manne.

— Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich mich täusche, sprach der Baron, indem er an den Greis herantrat; — doch Sie sind, so wir uns nicht irren, der Graf von Puymeras.

— Wie? rief der Greis zusammenschreiend, als ob er plötzlich verwundet worden wäre.

— Ohne Zweifel, mein Herr, Sie sind unser lieber Vetter Jaques, fügte Justin seinerseits hinzu. Erkennen Sie uns denn nicht?

Der Alte blinzelte mit den Augen und betrachtete die beiden Männer mit einer mißtränischen und zugleich wüthenden Miene.

— Nein . . . durchaus nicht . . . erwiderte er.

— Wir sind Georges und Justin von Firminy.

— Ah! Georges . . . Justin . . . von Firminy . . . Sehr gut! . . . sehr gut! . . .

— Erinnern Sie sich?

— Ei gewiß, gewiß! sagte der alte Jaques, indem er seine Vettern neugierig betrachtete. Oh, Ihr Beiden habt Euch sehr verändert! . . .

Georges und Justin hatten sich jeder eines Armes des Grafen bemächtigt.

— Auch Sie haben gealtert, armer Jaques, sagte der Baron.

— Ich habe Sie kaum wieder erkannt, fügte Justin hinzu. Der Greis, dessen erloschene Augen sich wiederbelebt hatten, konnte sich an den beiden Männern nicht satt sehen. Eine Vision der Vergangenheit zog ihm durch den Kopf und etwas, das fast der Nüchternheit gleich, erwärmte sein altes Herz, das seit vielen Jahren mit einer Eiskrinde umgeben war.

Er erinnerte sich unbestimmt einer sehr fernem Zeit, da er noch jung war und er sich für zwei Kinder interessirte, die seine Vettern waren und jünger als er.

— Georges . . . Justin . . . wiederholte er mit bewegter Stimme. Alle zwei . . . es ist schon lange her . . .

— Oh ja, sagte der Baron. Es ist lange her, daß Sie fort sind . . . 22 Jahre.

— Wo waren Sie denn? fragte Justin.

— Oh weit, sehr weit! . . .

— Wir dachten, daß Sie Goldsucher geworden, fuhr der Chevalier fort. Sie sprachen uns von Ihrer Absicht, nach Australien oder nach Kalifornien zu gehen.

— Ja, und ich war auch überall: in Nevada, in Mexiko, in Peru, Chili und Bolivia; überall wo man Gold findet. Oh, welch' schöne Länder! . . .

An dem Feuer, das in den Augen des alten Grafen von Puymeras ausloderte, sahen die Brüder, daß sie in ihm seine einzige Leidenschaft erweckt hatten. Und sie dachten: „Wer weiß? der Alte ist vielleicht reich zurückgekommen?“ Sie drängten sich denn fester an ihn, um ihn besser zu überwachen.

— Warum haben Sie uns keine Nachrichten über sich zukommen lassen?

— Warum? . . . Hatte ich denn Zeit dazu? Kann man denn auch nur ruhig schlafen auf der Erde, die Goldadern in sich schließt? Nein, nein; es gilt zu suchen, zu suchen und immer zu suchen! Oh, meine alten Hände haben viel gearbeitet! . . . Ich habe nur gerastet, wenn meine Kräfte erschöpft waren . . . Ich hatte dort immer das Fieber; hier langweile ich mich. Ich glaube, daß ich Unrecht that zurückzukommen. Ich hätte fortfahren können, das Erdreich zu durchwühlen. Denn es gibt noch Gold; oh, noch viel Gold . . . überall.

Der Baron und sein Bruder waren stehen geblieben, um dem alten Jaques zuzuhören.

Dieser fuhr mit Begeisterung und als ob er mit sich selbst spräche, fort:

— Aber man muß wissen, man muß Das kennen. Es ist ein gar schweres Studium. Gar Viele arbeiten vergeblich. Aber mir ist Lohn zutheil geworden. Da ich alle meine Kräfte auf einen Gegenstand vereinigte, hatte ich wunderbare Erfolge . . . Ich war für das Gold ein lebender Diamant; ich hatte die Eignung erworben, es an mich zu ziehen. Ich errieth, ich verspürte, ich sah es fast in den Eingeweiden der Erde. Ich stampfte mit dem Fuße und sagte: Da ist es . . . Und in der That: wenn man nachgrub, fand man Gold.

In dem Maße, als er erzählte, ward der Greis immer lebhafter.

— Ach, wie sollte man denn nicht auch unaufhörlich suchen, wenn man auf kostbarem Staube wandelt? In jeder

und wandte ihm mit der ruhigen Hoheit eines halb lächelnden Medaillonbildes das Profil zu.

Auch ihm war der Tag traurig verslossen in dieser bereits winterlichen Niesenstadt. Auch er glaubte sein verlorenes Glück beklagen zu sollen. Aber ist's denn wirklich nur ein leerer Wahn, dieses reizende Gesicht, dessen Betrachtung Dich zum Theilhaber des Paradieses macht? Dieser herrlich-schöne Körper, den er nur zu berühren braucht, um von unsäglichem Glücke erfüllt zu werden? Und hatte er nicht Aldas da vor sich? Und gehörte Aldas nicht ihm, heute gerade so wie alle anderen Tage?

Pfögllich erhob sich Helene und im nächsten Augenblicke fühlte sie sich von zwei starken Armen umschlungen, die sie vorwärts drängten.

IV.

Wieder ist's die lange Causeuse und wieder sind es die welkenden Blumen, die ihre Blätter auf den Marmorsims des Kamins fallen lassen. Das Feuer jedoch ist jetzt angefaßt und erfüllt mit seinen lustig prasselnden Flammen den Kamin. Die Kerzen sind tief herabgebrannt. Gewisse Freuden, wenn gleich sie in der Ehe gestattet sind, lassen sich nicht so züchtig schildern, wie meine angeborne Schamhaftigkeit es möchte. Helene ist nicht mehr allein auf ihrer Causeuse, oder sie war doch wenigstens vor einigen Minuten nicht allein. Gleich einem Thiere, das der Jäger ermüdet hat, ist ihr Gatte auf den Teppich hinabgeglitten; nur mit den Händen klammert er sich noch an sie, als fürchtete er, sein Glück könnte ihm entfliehen. Sein ganzes Wesen ist in einer unaussprechlichen Schwäche aufgelöst. Er weiß nichts mehr von der Welt . . .

Doch im Nu kam er wieder zu voller Besinnung, als Helene im einfachsten und unschuldigsten Tone der Welt sagte:

— Merk' Dir's, Bösewicht! ich that es nur, weil Du es bist . . .

Quitt.

Es war einmal ein Musikus,  
Der zeigte frisch und munter  
Sich selbst zum fröhlichen Genuß  
Ein lustig Lied herunter.  
Das hörte auch ein Edelmann,  
Der Edelmann,  
Der trat heran,  
Da that auf einmal schweigen  
Die sangesfrohe Geigen.

„Nur weiter,“ streng der Herr befiehlt,  
„Dein Spiel schafft mir Ergözen.“  
Der Geiger nach dem Ritter schießt,  
Der Ton that ihn verletzen.  
Die Barschheit kam ihm überquer.  
„Mein edler Herr,  
Ich mag nicht mehr,  
Nie folg' ich dem Befehle,  
Ich schwör's bei meiner Seele!“

Da zieht der Herr den Degen 'raus.  
„Spiel, sonst stech ich Dich nieder.“  
Der Geiger zog die Stirne kraus  
Und spielt' die schönsten Pieder.  
„Gewalt geht immer ja vor Recht,  
Jetzt habt Ihr recht,  
Ich bin der Knecht.  
Jetzt spiel' ich Euch geduldig,  
Doch bleibt Ihr 's Spiel mir schuldig.

Des andern Tag's beim Frührothschein,  
Noch schlief der edle Ritter,  
Da trat der Geiger zu ihm ein,  
Wie Sturm im Ungewitter.  
„Herr Ritter auf, auf aus dem Bett,  
Auf aus dem Bett  
Zum Menuett!  
Zu meinem gestr'gen Spiele  
Mir 's Tanzen heut' gefiele.“

„Bist Du verrückt?“ der Ritter ruft,  
„Wie wagst Du frech zu sprechen,  
Glender Musikantenschuft!  
Den Frevel will ich rächen.“  
Der Musikus, der lächelt d'rauf,  
Pistolenknauß  
Mit blankem Lauf  
Hält er ihm vor die Stirne,  
„Tanzt, weh' sonst Eurem Hirne!“

Der Edelmann mit bloßem Fuß,  
Nur mit dem Hemd bekleidet,  
Ein Menuett nun tanzen muß,  
Wiewohl sein Stolz d'rob leidet  
„Hop, hop, das Bein zu zierlichem Schritt,  
Der letzte Tritt  
Erst macht Euch quitt.  
Da zahltet Ihr zurücke  
Die Schuld zu Eurem Glücke.“

Der Ritter und der Musikant,  
Die wurden gute Brüder.  
Man oft gemeinsam Beide fand  
Beim Spiel und Tanze wieder.  
D'rinn höre: „Nie gefallen laß  
Dir irgend was,  
Wär's selbst zum Spaß,  
Und laß Dir hübsch quittiren,  
Willst Du nicht stets verlieren.

M. Kolloden.



## Die schöne Luciole. (12)

Roman von Charles Aubert.

### IV.

#### Der alte Goldsucher.

**W**ir wollen erzählen, was geschehen war.

Nachdem Justin und Georges von Firminy das Café verlassen, wo sie die von uns geschilderte Unterredung gehabt, gingen sie die Boulevards hinauf.

Es war Ende Jänner; in den Straßen herrschte eine prickelnde Kälte, ein dicker Schneeteppich lag auf den Trottoirs.

Die beiden Brüder stülpten den Rockkragen auf und lenkten ihre Schritte nach dem Opernplatz.

Kaum daselbst angekommen stieß Justin einen Ausruf der Ueberraschung aus: — er stand abermals dem hochgewachsenen Greise gegenüber, den er schon einmal getroffen hatte und in dem er — wie wir wissen — seinen Vetter erkannt zu haben glaubte.

— Schau, da ist er! sagte er, seinen Bruder mit dem Ellbogen anstoßend.

— Wer denn?

— Derjenige, den ich für den Grafen Puymeras gehalten habe . . . Schau nur, wie er ihm ähnlich sieht.

— In der That . . . doch halt! er ist es ja in Wirklichkeit . . .

In diesem Augenblicke kam die seltsame Persönlichkeit vor einem glänzend beleuchteten Laden vorüber und stand jetzt im vollen Lichte.

Ohne länger zu zögern, küßten die beiden Brüder den Hut und näherten sich dem Manne.

— Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich mich täusche, sprach der Baron, indem er an den Greis herantrat; — doch Sie sind, so wie wir uns nicht irren, der Graf von Puymeras.

— Wie? rief der Greis zusammenfahrend, als ob er plötzlich verwundet worden wäre.

— Ohne Zweifel, mein Herr, Sie sind unser lieber Vetter Jaques, fügte Justin seinerseits hinzu. Erkennen Sie uns denn nicht?

Der Alte blinzelte mit den Augen und betrachtete die beiden Männer mit einer misstrauischen und zugleich wüthenden Miene.

— Nein . . . durchaus nicht . . . erwiderte er.

— Wir sind Georges und Justin von Firminy.

— Ah! Georges . . . Justin . . . von Firminy . . . Sehr gut! . . . sehr gut! . . .

— Erinnern Sie sich?

— Ei gewiß, gewiß! sagte der alte Jaques, indem er seine Vettern neugierig betrachtete. Oh, Ihr Beiden habt Euch sehr verändert! . . .

Georges und Justin hatten sich jeder eines Armes des Grafen bemächtigt.

— Auch Sie haben gealtert, armer Jaques, sagte der Baron.

— Ich habe Sie kaum wieder erkannt, fügte Justin hinzu. Der Greis, dessen erloschene Augen sich wiederbelebt hatten, konnte sich an den beiden Männern nicht satt sehen. Eine Vision der Vergangenheit zog ihm durch den Kopf und etwas, das fast der Nüchternheit glich, erwärmte sein altes Herz, das seit vielen Jahren mit einer Eiskrinde umgeben war.

Er erinnerte sich unbestimmt einer sehr fernem Zeit, da er noch jung war und er sich für zwei Kinder interessirte, die seine Vettern waren und jünger als er.

— Georges . . . Justin . . . wiederholte er mit bewegter Stimme. Alle zwei . . . es ist schon lange her . . .

— Oh ja, sagte der Baron. Es ist lange her, daß Sie fort sind . . . 22 Jahre.

— Wo waren Sie denn? fragte Justin.

— Oh weit, sehr weit! . . .

— Wir dachten, daß Sie Goldsucher geworden, fuhr der Chevalier fort. Sie sprachen uns von Ihrer Absicht, nach Australien oder nach Kalifornien zu gehen.

— Ja, und ich war auch überall: in Nevada, in Mexiko, in Peru, Chili und Bolivia; überall wo man Gold findet. Oh, welch' schöne Länder! . . .

An dem Jener, das in den Augen des alten Grafen von Puymeras aufloderte, sahen die Brüder, daß sie in ihm seine einzige Leidenschaft erweckt hatten. Und sie dachten: „Wer weiß? der Alte ist vielleicht reich zurückgekommen?“ Sie drängten sich denn fester an ihn, um ihn besser zu überwachen.

— Warum haben Sie uns keine Nachrichten über sich zukommen lassen?

— Warum? . . . Hatte ich denn Zeit dazu? Kann man denn auch nur ruhig schlafen auf der Erde, die Goldadern in sich schließt? Nein, nein; es gilt zu suchen, zu suchen und immer zu suchen! Oh, meine alten Hände haben viel gearbeitet! . . . Ich habe nur gerastet, wenn meine Kräfte erschöpft waren . . . Ich hatte dort immer das Fieber; hier langweile ich mich. Ich glaube, daß ich Unrecht that zurückzukommen. Ich hätte fortfahren können, das Erdreich zu durchwühlen. Denn es gibt noch Gold; oh, noch viel Gold . . . überall.

Der Baron und sein Bruder waren stehen geblieben, um dem alten Jaques zuzuhören.

Dieser fuhr mit Begeisterung und als ob er mit sich selbst spräche, fort:

— Aber man muß wissen, man muß Das kennen. Es ist ein gar schweres Studium. Gar Viele arbeiten vergeblich. Aber mir ist Lohn zutheil geworden. Da ich alle meine Kräfte auf einen Gegenstand vereinigte, hatte ich wunderbare Erfolge . . . Ich war für das Gold ein lebender Diamant; ich hatte die Eignung erworben, es an mich zu ziehen. Ich errieth, ich verspürte, ich sah es fast in den Eingeweiden der Erde. Ich stampfte mit dem Fuße und sagte: Da ist es . . . Und in der That: wenn man nachgrub, fand man Gold.

In dem Maße, als er erzählte, ward der Greis immer lebhafter.

— Ach, wie sollte man denn nicht auch unaufhörlich suchen, wenn man auf kostbarem Staube wandelt? In jeder

Handvoll Erde gibt es Edelmetall. Ach, warum habe ich nicht die Macht, das Erdreich so umzuwühlen, wie ich möchte. Einen Berg von Gold hätte ich angehäuft. Ungeheure Strecken habe ich zurückgelassen, in welchen unermessliche Schätze ruhen.

— Sie haben also viel Gold gefunden?

— Sie sind also fabelhaft reich?

— Mein theurer Jaques! Sie sind mächtig, reich? . . .

— Theurer Vetter! Das Gold ist die Herrschaft; das Gold bedeutet alle Freuden, alle Vergnügungen!

— Sagen Sie uns: wie groß ist Ihr Vermögen?

— Werden Sie uns Ihre Schätze zeigen?

— Sie werden doch an Ihre Vettern denken, mein guter Jaques?

Durch die Enthüllungen des Grafen fast um ihren Verstand gebracht, stellten die beiden Brüder so allerlei gierige Fragen an ihn. Der Greis hörte alsbald aus ihren Worten die Goldgier heraus, welche diese beiden Heuchler kaum verbergen konnten und er suchte, von großer Angst ergriffen, sich ihren Händen zu entwinden.

— Mein guter Jaques, sprach Georges, warum antworten Sie uns nicht?

— Es hat fast den Anschein, als würden Sie uns mißtrauen! . . . Vergessen Sie denn, daß wir Ihre Vettern, Ihre Verwandten, Ihre ganze Familie sind?

— Meine Vettern? wiederholte der Alte mit düsterem Gesichte. Es ist wahr . . . Georges . . . Justin . . . Es ist schon so lange her . . . Ich bin mißtrauisch geworden in jenen fernen Ländern. Denn wo es Gold gibt, da fließt auch Blut . . . Da gibt es kein Mitleid, keine Freunde, keine Verwandten . . . Man muß auf seiner Hut sein. Man wird zum Wilden. Heute kann ich nicht mehr lieben; ich habe nur noch das Andenken meiner Frau und meines Kindes im Herzen.

Die beiden Brüder konnten eine Bewegung des Zornes nicht unterdrücken. Der Greis aber fuhr fort:

— Ja, mein Weib und mein Kind. Wißt Ihr, was aus ihnen geworden?

Georges und Justin sahen einander verlegen an.

— Martha und Friedrich . . . fuhr der Greis fort. In Folge meiner dummen Streiche mußte ich sie verlassen, mußte aus dem Vaterlande fliehen, weit, weit, so weit als möglich. Lange Zeit war ich ein schlechter Gatte und schlechter Vater und habe sie ohne Nachricht von mir gelassen. Als ich ihnen endlich Nachrichten zukommen ließ, waren sie nicht mehr dort, wo ich sie verlassen, und meine Briefe sind ihnen nicht zugekommen. Aber jetzt bin ich heimgekehrt und ich will sie wiedersehen. Saget mir schnell, meine Freunde, wo sie sind, damit ich zu ihnen eile und sie in meine Arme schließe.

Eine heftige Aufregung schien die eingerosteten Verstandeskräfte des Alten aufgerüttelt zu haben; ein nervöses Zittern hatte ihn erfaßt und Thränen stießen reichlich aus seinen Augen.

— So redet doch! wiederholte er; ich will Martha und Friedrich wiedersehen.

Als kühne Schurken, die sie waren, hatten die beiden Brüder sich bald gefaßt und durch Blicke verständigt.

— Oh, sie sind gestorben . . . seufzte Justin.

— Gestorben? . . . mein Weib und mein Sohn?

— Ja, alle beide . . . vor mehr als 20 Jahren.

— Ach, welch ein Elender bin ich! rief der alte Graf bitter aus, indem er den Kopf auf die Brust sinken ließ.

— Muth, Vetter! sagte Georges; sind wir nicht da, um Sie zu trösten?

— Wir lieben Sie, mein guter Jaques, versicherte Justin. Wir werden Sie nicht mehr verlassen.

— Wo wohnen Sie, theurer Vetter?

— Wie? wo ich wohne? rief der Alte mißtrauisch.

— Ja, geben Sie uns Ihre Adresse, damit wir Sie besuchen können.

— Niemals! niemals! rief der Alte.

— Wie? niemals?

— Ihr wollt zu mir kommen? Niemals! Ich will es nicht! . . .

— Sind wir nicht Ihre Freunde, ihre Verwandten? Ist Ihr Herz für jede Neigung erstorben?

Doch der Alte war unempfindlich.

— Was wollt Ihr denn von mir? Glaubt Ihr, ich wäre reich? Ich habe nichts, gar nichts! Lasset mich!

Es war ihm endlich gelungen, sich von den beiden Brüdern freizumachen. Er hatte ohne Zweifel das Gefühl, daß die Vettern nur wie zwei Raubvögel sich an ihn hängten.

— Lebt wohl! sagte er plötzlich und eilte von dannen, die beiden Brüder erstaunt zurücklassend.

— Teufel! der Alte ist nicht leicht zugänglich, sagte Justin, als er sich von der Ueberraschung einigermaßen erholt hatte.

— Sollen wir ihn so ziehen lassen? fragte Georges.

— Sei ruhig; ich werde ihn nicht entweichen lassen. Ich habe zu viele Gründe, ihn für einen Erz-Millionär zu halten. Komm!

Und die beiden Brüder machten sich an die Verfolgung des Alten.

Alsbald sahen sie ihn in einen Miethwagen steigen.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, warfen sich die beiden Brüder in einen zweiten Wagen.

— Folgen Sie jenem Fiaker! befahl Justin dem Kutscher; wir müssen zusammen ankommen.

Nach einer langen Fahrt hielt der Wagen, in welchem Herr von Pyméras saß, vor dem „grünen Hause“; denn der Graf war kein Anderer, als „Herr Jaques“, der da wohnte.

Die beiden Hallunken, die zu weit gegangen waren, um zurückzuweichen, beschloßen nun, keine Zeit zu verlieren und die Behausung ihres Veters sogleich zu besichtigen. Da er ihnen die Thüre verschloß, drangen sie über die Mauer ein, wie dem Leser bekannt ist.

Unglücklicherweise hatten sie auf den schrecklichen Grog nicht gerechnet.

(Fortsetzung folgt.)